Kinder der Not.

Roman von Max Tren.

(17. Fortsetzung.)

Konrad kommt zu keiner Entgegnung. Ein älterer Offizier seines Regiments, Kapitän Hieber, ist neben ihn getreten.

„Ein peinlicher Vorfall, Herr Kamerad! Darf ich Sie fragen, ob Ihr Ankläger recht hat?"

Stolz erhob Konrad das Haupt.

„Er hat recht! Ich heiße Konrad von Lossau und bin durch ein Urteil des Kriegsgerichts infam kassiert, weil ich — so sagt das Urteil — absichtlich und feige meine Truppe vor dem Feinde im Stiche gelassen habe!"

„Aber wir haben Sie von einer ganz anderen Seite kennen gelernt, Herr Kamerad! Wir haben die größte Hochachtung vor Ihnen" — —

Da klingt wieder die scharfe, unheilschwere Stimme:

„Ich lernte ihn vorhin im Gefecht von seiner wahren Seite kennen" — —

Schneidend fällt ihm der Kapitän ins Wort:

„Schweigen Sie, bis ich Sie frage. Ob die Verwundung des Freiwilligen Kampermann schwer oder leicht war, konnte Herr von Lossau in jenem kurzen Augenblick gar nicht feststellen. Und da der Verwundete ohnmächtig zusammenbrach, dem Herr von Lossau, wie wir alle wissen, mit wahrer Sohnesliebe zugetan ist, so war es nur natürlich, wenn er dem Freiwilligen Lothar Kampermann, der den Ohnmächtigen nicht allein fortschaffen konnte, beisprang und Hilfe leistete. Dazu war er vor Gott und seinem Gewissen der nächste, und die Verantwortung hierfür wird er zu tragen wissen!"

Lotte stürzte auf den Tapferen zu und küßte seine Hand.

„Dank Ihnen, Herr Kapitän!" stammelte sie.

„Gar keinen Grund zum Dank, lieber Freund!"

Eine kurze Pause.

Dann nahm Hieber aufs neue das Wort:

„Etwas anderes ist es um das Kriegsgerichtsurteil. Hier liegen die Dinge ernster." — —

Konrad hatte einen Entschluß gefaßt.

„Darf ich Sie bitten, Herr Kapitän, mich zum General von Gneisenau zu begleiten? Ich hoffe, daß wir ihn sprechen können. Dann werde ich ihm die Sache vortragen, und was er verfügt, soll geschehen." — —

Der Kapitän überlegte einen Augenblick.

„Ich weiß nicht, ob ich das so ohne weiteres darf. Die Sache wird den vorgeschriebenen Dienstweg gehen müssen — ich kann nicht über die Köpfe meiner Vorgesetzten hinweg handeln." — —

„Das sollen Sie auch nicht, Herr Kapitän! Aber mir kann niemand wehren, mich zunächst zu jemand auszusprechen, zu dem ich volles Vertrauen wie zu einem Vater habe, und der, wenn irgend jemand, in der Lage ist, die ganze Angelegenheit schnell und entschieden zu einem Abschluß zu bringen — nach der einen oder nach der anderen Seite hin." —

„Das kann Ihnen niemand wehren, Herr Kamerad. Sie haben recht. Kommen Sie zu Gneisenau; wenn er Sie empfangen will — ich stehe zu Ihrer Verfügung, und was ich vermag, soll geschehen, um der Sache die Wendung zum Guten zu geben, die sie um Ihrer Person willen verdient!"

Der Kapitän wandte sich an Bassendorf:

„Sie werden von mir Weiteres hören! Und nun kommen Sie, Herr von Lossau!"

Die beiden gingen. Lotte kam ihnen nach.

„Nehmen Sie mich mit!" bat sie flehend.

Hieber sah Konrad fragend an. Dieser schüttelte den Kopf.

„Nein," sagte er, „bleib' zurück! Es ist besser, Kamerad! Wenn wir dich als Zeugen brauchen, werden wir dich rufen. Wozu willst du dich ereifern, bevor es nötig ist? Bleib' zurück — noch ehe die Nacht kommt, bin ich wieder bei dir!"

Er reichte ihr die Hand. Sie sah ihm lange in die Augen. Es schien ihm, als spräche aus diesem Blick ein eiserner Entschluß.

„Komm' bald wieder," bat sie, „und bring' uns das Glück mit!"

„Verlaß dich darauf, Kamerad! Wenn ich es greifen kann, so soll es mir nicht mehr entfliehen!"

* * *

An die Schritte des Leutnants von Bassendorf heftete sich ein anderer. Und dieser andere folgte jenem auf Schritt und Tritt. Als beide zu einer Stelle gelangten, wo es ruhig und man unbeobachtet war, trat der andere dem Offizier gegenüber.

„Ah, der Freiwillige Kampermann!" sagte dieser. „Wünschen Sie etwas von mir?"

„Eine kurze Bemerkung nur!"

Ganz tonlos, als ob alles Leben daraus entschwunden wäre, klang die Stimme des Freiwilligen. Unbeweglich war das bleich gewordene Gesicht. Nur in den Augen funkelte und blitzte es.

„Wird sie auch wirklich kurz sein?" fragte Bassendorf.

„Ganz kurz!"

„Ich bitte!"

„Sie haben meinem besten Freund, wei' er mir bei einem Samariterdienst behilflich sein wollte, ehrlose Feigheit vorgeworfen. Sie haben damit vor versammelten Kameraden eine Behauptung ausgesprochen, die Sie niemals beweisen können. Erlauben Sie, daß ich ein solches Verfahren als eine Nichtswürdigkeit bezeichne!"

„Mein Herr" — —

Ganz kalt und unbewegt, ohne sich stören zu lassen, fuhr Lotte fort:

„Einen Augenblick! Ich bin sofort zu Ende. Und Sie haben ferner mich, den das Eiserne Kreuz vor solchem Vorwurf schützen sollte, ebenfalls niedrigster Feigheit verdächtigt. Auch das vor versammelten Kameraden. Erlauben Sie, daß ich diese Behauptung als die zweite Nichtswürdigkeit bezeichne. Ich bin zu Ende."

„Sie werden mir Satisfaktion geben!" knirschte Bassendorf.

„Sie wissen, wer ich bin und wo Sie mich finden können," entgegnete Lotte frostig. „Und Sie werden erfahren, daß ich Ihre Kugel ebensowenig fürchte wie die Kugeln des Feindes — nur halte ich die letzteren für — sauberer. Auf Wiedersehen, Herr Leutnant!"

Langsam und stolz ging der Freiwillige Lothar Kampermann von dannen.

Drohend sah ihm Bassendorf nach. Dann eilte er fort, um einen Sekundanten zu suchen.

* * *

Inzwischen waren Hieber und Konrad bei Gneisenaus Quartier angelangt.

Eine Ordonnanz empfing sie.

„Ist der Herr General zu sprechen?" fragte Konrad.

„Ich werde fragen! Wen soll ich melden?"

„Leutnant König bittet den Herrn General in dringender persönlicher Angelegenheit sprechen zu dürfen, und Kapitän Hieber bittet Zeuge zu sein."

Die Ordonnanz verschwand. Schon ein paar Augenblicke später kam sie zurück.

„Der Herr General läßt die Herren bitten!"

Konrad atmete auf. Der edle Mann! Er steckte zu dieser Stunde sicher bis an den Hals in Arbeit, aber er versagte sich einem Bittenden nicht.

Die beiden Offiziere traten in sein Zimmer, einen dürftigen, so niedrigen Raum, daß die hohe Gestalt Gneisenaus mit dem Scheitel beständig an die Decke stieß.

Er reichte den Eintretenden die Hand.

„Es muß etwas Wichtiges sein, was Sie zu dieser Stunde zu mir führt, mein junger Freund!" sagte er.

„Es handelt sich um meine Existenz, Herr General! Um meine Existenz als Soldat, als Offizier und Ehrenmann. Deshalb bitte ich um Nachsicht, wenn ich mir die Freiheit nehme, Sie aufzusuchen und um Rat und Hilfe zu bitten."

Gneisenau neigte freundlich das Haupt.

„Sprechen Sie ohne Scheu, mein junger Freund!"

„Darf ich Sie bitten, Herr General, Herrn Kapitän Hieber zu gestatten, die Tatsachen zu referieren? Er wird dabei objektiver sein als ich."

Dasselbe freundliche Nicken.

„Bitte, Herr Kapitän!"

Hieber erzählte das Vorgefallene und gab dabei gleichzeitig seiner schon vorhin ausgesprochenen Auffassung Ausdruck, daß um deswillen, weil Konrad mit Lothar Kampermann zusammen dessen verwundeten und ohnmächtigen Vater aus dem Gefecht habe zum Verbandplatz tragen wollen, den jungen Offizier, der eine Art Sohnespflicht gegen den älteren Kampermann habe, jedenfalls kein Vorwurf treffen könne.

Gneisenau hatte schweigend zugehört. Zuweilen hatte es in dem edlen Gesicht schmerzlich gezuckt, zuweilen schoß aus dem Auge ein flammender Blitz.

„Wir alle," so schloß Hieber, „haben von diesem verhängnisvollen Kriegsgerichtsurteil keine Ahnung gehabt, bis heute ein unseliges Geschick den Leutnant von Bassendorf die Vergangenheit wieder aus ihrem Grabe rufen läßt. Und nun steht sie da und erhebt ihre Anklage."

Er hatte mit Wärme und Ueberzeugung gesprochen. Jetzt war er zu Ende.

Gneisenau hatte sich erhoben.

„Sie sind im Irrtum, Herr Kapitän," sagte er, „wenn Sie annehmen, es habe niemand von denen, die mit Herrn von Lossau oder König zusammengekommen seien, eine Ahnung von dem kriegsgerichtlichen Urteil gehabt. Ich" — hier hob er seine Stimme ein wenig — „ich kannte dieses Urteil und — kannte Herrn von Lossau!"

Beispiellose Ueberraschung zeigte sich in den Mienen der beiden Offiziere.

„Sie kannten mich, Herr General?" fragte Konrad, und der Atem drohte ihm zu stocken.

„Jawohl, mein Freund!"

„Aber — — Herr General — — ich — —

„Sie verstehen das nicht ganz, lieber Lossau? Und doch ist die Lösung sehr einfach. Hat Ihnen Ihr verstorbener Herr Vater nicht erzählt, daß ich wiederholt sein Jagdgast gewesen bin zu der Zeit, da ich als Hauptmann in Jauer und Sie als Fahnenjunker und junger Offizier in Berlin standen?"

Konrad schüttelte den Kopf.

„Mein Vater," sagte er, „war in den letzten Jahren seines Lebens infolge des über mich ergangenen Schicksals sehr schweigsam und verschlossen geworden. Er sprach fast nie über die guten Tage, die hinter ihm lagen; er wollte die Erinnerungen nicht wachrufen, die für ihn in der Gegenwart bitter sein mußten und von denen er erdrückt zu werden fürchtete. Nur in die Tage des Siebenjährigen Krieges flüchtete er sich — alle Zeit, die nach meiner Geburt kam, galt ihm als verloren; er sprach nicht mehr darüber."

„Ich ahnte so etwas," nahm Gneisenau wieder das Wort, „weil Sie selbst mir nie über Ihren Vater eine Andeutung machten. Nun damals also sah ich Ihr Bild, und später, 1806, sah ich Sie einmal auf dem Durchmarsch in Weimar. Dann hörte ich von dem kriegsgerichtlichen Urteil gegen Sie. Sie haben mir von Herzen leid getan. Ich habe von Anfang an geglaubt, daß die Herren sich geirrt hätten: den Sohn eines alten friderizianischen Offiziers von echtem Schrot und Korn, in den der Vater seine eigene Denkweise gewiß um so sicherer verpflanzt hatte, als keine Mutter da war, die ein Gegengewicht hätte bieten können — den hielt ich keiner jämmerlichen Feigheit fähig. All die Jahre hindurch wollte ich Ihnen immer einmal schreiben, Ihnen ein Trostwort sagen — aber ich kam nicht dazu. Die Ereignisse rissen mich in ihren Strudel, und es blieb keine Zeit übrig. Da sah ich Sie in Breslau; Ihr Gesicht, Ihr Aussehen sagten mir mehr als viele Worte. In jener Stunde wußte ich, woran ich mit Ihnen war. Und von ganzem Herzen habe ich mich gefreut, Sie im Heere wiederzusehen. Daß Sie unter fremdem Namen dienten — ich wäre der letzte gewesen, der die Gründe nicht begriffen hätte. Aber gerade die Tatsache, lieber Freund, daß Sie dienten, daß Sie aus Ihrer sicher umfriedeten Heimat weggegangen waren, um dem Tod ins Auge zu sehen — gerade das bewies mir, und wird, so meine ich, einem jeden beweisen müssen, daß Sie bei Jena nicht aus Feigheit davongelaufen sind, sondern daß für Ihr Fehlen am Schlachttage irgendwelche triftigen Umstände vorlagen, über die Sie nicht hatten Meister werden können, die Ihnen aber das durch die bitteren Ereignisse des Feldzuges mißtrauisch gewordene und von oben her zu unnachsichtiger Strenge angehaltene Kriegsgericht nicht geglaubt hat und die Sie nicht beweisen konnten."

Der General schwieg.

Konrad stürzte ihm entgegen und wollte seine Hand küssen. Gneisenau entzog sie ihm sanft.

„Nicht so, lieber Freund, nicht so! Einem König mag man vielleicht die Hand küssen — einem simplen Kriegshandwerker aber darf man das nicht antun. Der könnte sonst hochmütig und eitel werden, und wohin solche Dinge in der Armee führen, das haben wir 1806 gesehen. Wir wollen aber" — hier leuchteten seine schönen, blauen Augen in reiner Begeisterung — „kein neues Jena, sondern so bald als möglich ein glänzendes Paris!"

Er stützte den Kopf in die Hand und schien einige Augenblicke nachzudenken.

„Dafür," fuhr er dann fort, „daß Sie unter falschem Namen in das Heer getreten sind, wird Ihnen Se. Majestät, das kann ich wohl in Aussicht stellen, volle Verzeihung angedeihen lassen. Ich werde von Ihrem Regiment Bericht einfordern, und dieser wird dann durch den General Blücher mit seinen Anträgen Sr. Majestät zur Entscheidung vorgelegt werden."

„Wie soll ich Ihnen danken," Herr General!" rief Konrad in überströmendem Gefühl.

„Mir nicht! Mir gar nicht! Ich kenne Sie, habe Sie in schweren Stunden um mich gehabt, und es ist nur meine verfluchte Pflicht und Schuldigkeit, einem würdigen und verdienten Kameraden aus der Patsche zu helfen."

Wieder sann er einen Augenblick nach.

„Ich zweifle auch nicht," sagte er dann langsam, jedes Wort betonend, „daß Se. Majestät Sie vollkommen rehabilitieren wird." — —

Konrad konnte sein Gefühl nicht mehr beherrschen. Er stürzte vor dem General in die Knie.

„Herr General!"

Gneisenau schüttelte den Kopf.

(Fortsetzung folgt.)

Das Schneidwasser.

Von R. Greing.

Es kommt häufig genug vor, daß einer am Theater die größten Helden spielt und trotzdem ein entsetzlicher Hasenfuß ist, der daheim vor einem Weiberkittel unter die Bettstatt kriecht. Eine solche zwiespältige Natur war der Ramsauer Jörg.

Am Bauerntheater zu St. Margarethen im Unterinntal spielte er die fürchterlichen Wüteriche. Man mußte ihn nur hören, wenn er im schauerlichsten Baß seinen Kampfgefährten fragte, mit welcher Waffe er dem Gegner den Garaus machen solle: „Herr Ritter, was soll ich — das Schwert oder den Dolch?" —, oder wenn er als Führer einer stürmenden Horde den Befehl ergehen ließ: „Zündet das Schloß von hinten an — damit vorne kein Schuft entrinnen kann!"

Ja, da war der Jörg in seinem Element. Man glaubte, er würde es mit einem ganzen Heere von Widersachern an Schneid' aufnehmen. Auch sonst im gewöhnlichen Leben war er keine Lettfeig'n.

Eine derartige Charaktereigenschaft hätte auch gar nicht mit seinem Aeußeren gestimmt. Der Ramsauer Jörg war ein bärenstarker, stämmiger Kerl, den wohl niemand ungestraft reizte.

Nur ein Wesen auf der Welt durfte sich das erlauben. Das war das Weib des Jörgl, die Burgl. Ein kleines, unansehnliches Ding, ein richtiges „Fürggele". Aber Haar auf den Zähnen hatte die Burgl.

Ihren Mann mußte sie schon gleich von allem Anfang die Schneid abgekauft haben. Ueber drei Jahre waren die beiden nun schon miteinander verheiratet. Es erinnerte sich jedoch kein Mensch, daß der Jörg jemals daheim irgend ein Wörtel zu sagen gehabt hätte.

Reden tat nur sie, und das ausgiebig. Man munkelte sogar, daß der Jörg schon etliche Male eheweibliche Prügel bekommen hatte. Wenigstens ließ sich ein blaues Aug', mit dem er ein paar Wochen herumging, auf keine sonstige Rauferei glaubwürdig zurückführen.

Heimlich wurmte es den Ramsauer Jörg fürchterlich, daß er zuhause stets unterliegen mußte. Aber wenn G'schau aufsetzte, dann war er von vornherein verkauft und verloren. Es mußte rein nicht mit richtigen Dingen zugehen, dachte sich der Jörg öfters.

Als der Ehekrüppel die Sache nun schon lange genug ertragen hatte, kam ihm eines Tages der rettende Gedanke, den Sympathiebader Martl in Kolsaß aufzusuchen. Der Martl besaß mindestens im halben Unterinntal den Ruf, daß er mehr verstünde, als schwarze Kirsch'n zu essen und große Knödel verschwinden zu lassen.

Der Martl in dem Dörfel Kolsaß nahm unter den Bauernbadern eine Ausnahmestellung ein. Er kurierte nicht viel mit Mixturen, Salben, Pillen und Latwergen, sondern meistens nur mit der Sympathie, d. i. geheimnisvollen Anwendungen, Gebeten und Sprüchen. Namentlich galt er als außerordentlich geschickt für das verhexte Vieh.

Wenn der Martl dem Vieh hilft, warum soll er dann einem Menschen nicht auch helfen, dachte sich der Ramsauer Jörg. Als ihm daher seine Keif'n daheim wieder einmal einen besonderen Tanz aufgespielt hatte, machte er sich rasch entschlossen schnurstracks auf den Weg nach Kolsaß.

Es war gerade Mittagessenszeit, als der Jörg beim Sympathiebader Martl in die Stub'n trat. Der Martl, der sich selber wirtschaftete und kochte, hatte eine Schüssel schmalziges Rahmmus vor sich auf dem Tisch stehen und löffelte herzhaft darauf los.

„Grüß' dich, Jörg!" sagte der Martl, den Mund voll Mus. Er war schon recht auf der älteren Seit'n, der Martl. Mit dem Kauwerk ging es daher nicht mehr besonders rar. Darum hielt er sich zum Mus als Leibspeise.

Der Jörg erwiderte stumm den Gruß und ließ sich am Tisch nieder. „Wo fehlt's nachher?" fragte der Bader, indem er mit seinem Löffel die Kruften aus der Pfanne kratzte.

„Es ist nimmer zum Aushalten!" stöhnte der Jörg. „Heut' is sie wieder g'wesen wia der helliachte Höllteufl!"

„Was d' nit sagst!" meinte der Martl, schob die Muspfanne auf die Seite und wischte den blechernen Löffel an einem Zipfel seiner Jopp'n ab.

„Ich geh' noch auf und davon!" jammerte der Jörg. „Du bist mein letzter Ausweg, Martl!" Dös Weibsbild muß mich rein verhext hab'n! Tausendmal schon hab' i mir vorg'nommen, ihr gehörig 's Ge'sims aberzkehr'n! Es nutzt aber alles nix! I hab' die Sneid' nit!"

„Ja, ja", meinte der Martl nachdenklich. „An der Sneid' fehlt's dir freilich! Vielleicht bist aber bei mir vor die richtige Schmied'n kommen!"

„Dös, wann wär'!" richtete sich der Jörg hoffnungsfreudig auf. „An blanken Zahnerbanknoten lass'et i mir's kosten!"

Dritte Seite, 24. Mai 1917.

„Die Hälfte tuat's auch!" sagte der Martl bescheiden. I ruck zwar mit dem Medikament gar nit gern außer, weil's a bissel a g'fahrliche G'schicht' is! Wenn dö Medizin nit richtig ang'wendet wird, nachher kann's schief geh'n!"

„Da brauchst du dich nit zu sorg'n!" versicherte der Jörg. „I folg' dir auf's Wort! Und saufen tua i dir alles, und wenn's zerlassene Stiefelwix wär'!"

„Die Sach' is vor allem a Geheimnis!" erklärte der Martl. „Reden darfst du zu koan' Menschen a Sterbenswörtel davon! I gib das Mittel auch nur dir alloan, weil d' a braver Mensch bist, und weil mir dein Kamedispieln alleweil gut g'fallen hat! Mein lieber Jörg, dir kann nur a einziges Mittel noch helfen. Das is das Schneidwasser! Herstellen kann dasselbe auch nur a einziger Mensch! Das bin i!"

„Her damit!" schrie der Jörg.

„Dös geht nit so g'schwind und so einfach!" sprach der Sympathiebader Martl. „Vor übermorg'n kann i dir's nit liefern! Dös muß alles lang aus allen möglichen Kräutern abgekocht werden! Bis übermorg'n wirst es wohl noch aushalten!"

„Bis übermorg'n schon!" sagte der Jörg. „Und wie is's denn nachher mit dem Schneidwasser? Muß man's saufen oder einreiben?"

„Saufen und einreiben!" erklärte der Baden. „Paß auf! I weiß nit, ob i übermorgen, wenn du kommst, daheim bin. Für alle Fäll stell' i dir die Flasch'n draußen unter's Kellerluck. Wenn du dös Wasser richtig anwendest, nachher kriagst du a solche Tuixelsschneid', daß dir zehn Burgeln nimmer g'wachsen sein! Uebermorg'n bleibst beim Wirt, bis sie dich außischmeiß'n —"

„Um Gotteswillen!" unterbrach ihn der Jörg. „Da bratet mich die Burgl ja beim lebendigen Leib!"

„Dös wird sie schön sein lass'n!" beruhigte ihn der Martl. „Du hast ja 's Schneidwasser! Bleib' du ruhig im Wirtshaus! Bevor du heimgehst zu dei'm Weib, nimmst du von dem Wundersaftel drei ordentliche Maul voll. Vorher gieß'st dir dreimal in die Hand und reibst dir beide Fußsohlen tüchtig damit ein! Gleich wirst du spüren, wia dir a damische Schneid' vom Kopf bis in die Zehen fahrt! Kimmst nachher heim und fangt die Burgl an zu belfern, nachher jodelst dreimal und schlagst drei Purzigagel über'n Stubenbod'n! Weißt, dös is notwendig, damit dir dös Wasser durch alle Adern rinnt! Auf dös wirst a Schneid' spüren, daß du Bäum' umreißen könntest!"

„Ja, was wird denn die Burgl dazu sag'n" fragte der Jörg halb verzagt.

„Dö lass' sag'n, was sie will!" belehrte ihn der Bader. „Du hast ja 's Schneidwasser im Leib! Nur darfst du ihr auf alles, was sie sagt, nit antworten, wie man gewöhnlich Red' und Antwort gibt. Du mußt reden, wie du am Theater in dö Ritterstuck redest! Was dir aus all deinen Stucken gerad' einfallt, dös redest! Weißt, dös is deswegen, weil dös Mittel noch aus den seligen Ritterzeiten stammt. Glaubst vielleicht, dö Ritter hätten so viel Schneid gehabt ohne das Schneidwasser? Das wird dir doch einleuchten?"

„Freilich leichtet's mir ein!" versicherte der Jörg andächtig. „Die Sprach von dö Ritter hab' i schon los!"

„Und das Schneidwasser wirkt nur, wenn du in der Sprach' redest! Dös versteht sich doch von selber!"

„Freilich versteht sichs von selber!" gab der Jörg zu.

„Alsdann studier' dir die kräftigsten Sprüch' ein und verset' sie der Burgl!"

„Is schon recht! Uebermorgen! Wenn du nit daheim bist, unter'm Kellerluck!" verabschiedete sich der Jörg. „An halben Zehner. Fünf Gulden!"

„Erst, wann's g'nutzt hat! Früher verlang' i koa Bezahlung!" —

Am allernächsten Tage pilgerte der Jörg wieder nach Kolsaß. Der Bader war nicht daheim. Die Flasch'n mit dem Schneidwasser stand pünktlich unter'm Kellerluck. Der Jörg wagte vorläufig nicht, sie zu öffnen.

Es war bereits spät am Abend, als er wieder nach St. Margarethen kam. Der Ramsauer Jörg verfügte sich sofort ins Wirtshaus; denn er wollte gewissenhaft alle Vorschriften des Martl erfüllen. Es erregte kein geringes Erstaunen, als man den Jörg heute beim Wirt hocken sah, als ob er angenagelt wäre.

Allen diesbezüglichen Anrempelungen und Anspielungen auf die Burgl setzte der Jörg eine so behagliche Heiterkeit entgegen, daß man schon zu zweifeln begann, ob er überhaupt noch im Besitz seiner vollen Verstandskräfte sei.

Richtig war der Jörgl der letzte Gast. Schließlich bedeutete ihn die Kellnerin, er solle schauen, daß er weiter komme. Eingeschenkt werde jetzt nichts mehr.

Der Jörg torkelte ins Freie. So fidel, wie heut', hatte er sich schon längst nicht gefühlt. Seit er verheiratet war, erinnerte er sich überhaupt nicht, so viel Bier und Wein und Schnaps „aufg'schüttet" zu haben, wie an diesem Abend bis gegen Mitternacht.

Dabei barg er die Flasch'n mit dem Schneidwasser sorgfältig in der inneren Tasche seiner Lodenjopp'n. Es war ihm, als ob die geheimnisvolle Mixtur des Sympathiebaders von Kolsaß schon durch ihren bloßen Besitz eine belebende Wirkung auf ihn ausübe.

Der Jörg hockte sich hinter einem Stadel nieder, nahm die Flasche heraus, lockerte den Stöpsel und stellte sie behutsam neben sich nn. Dann zog er seine derben, genagelten Stiefel und die Fußsocken aus, goß aus der Flasche dreimal in die hohle Hand und rieb beide Sohlen kräftig ein. Sodann tat er einen herzhaften Schluck von dem Schneidwasser.

Es beutelte ihn, und er mußte krampfhaft husten. Gut schmeckte das Zeug nicht. So ähnlich wie eine Mischung von Stiefelwichs, Tabaksaft, Pfeffer und Petroleum. Da ließ sich aber nichts machen. Die wirksamsten Trankeln sind die schlechtesten, dachte sich der Jörg, nahm mit wahrer Todesverachtung noch zwei weitere Schluck und würgte das Zeug hinunter, daß ihm die Augen herausstanden.

Ohne Stiefeln und Socken wieder anzuziehen, machte sich der Jörg weiter auf den Heimweg. Jetzt sollte ihm die Burgl nur kommen! Himmelsakra! Er fühlte es, wie die Mixtur in ihm wühlte. Das mußte die Schneid sein, die ihm durch den ganzen Leib auskroch. Es schüttelte ihn zwar noch öfter vor Grausen über das Medikament. Die Flasche hatte er in einem seiner Stiefel versteckt, die er in der Hand trug. Er überlegte klüglich, daß sonst bei den vorgeschriebenen Purzigageln was damit passieren könnte.

Da der Jörg ziemlich außerhalb von St. Margarethen auf einem einschichtigen Höfel hauste, hatte er auf dem Heimwege noch Gelegenheit genug, sich seine Sprüche zu überlegen. Bei dieser Beschäftigung wuchs die Schneid' immer mehr! Blitzteufl malefizischer! Heut' sollte die Burgl dreinschauen! —

Er war daheim, machte die Haustür ganz stad auf, stellte die Stiefel mit dem Schneidwasser unter die Stieg'n und „tizelte" bloßfüßig, wie er war, in die Sub'n.

Aber die Burgl hatte ein feines G'hör. Mit einem Licht fuhr sie aus der Kammer heraus. „Bist da, Hallodri! Nachtlump elendiger! Saufaus, miserabliger!"

Die Burgl stellte das Licht auf den Stubentisch und stemmte beide Arme in die Hüften. Sie sah in ihrem farbigen Unterrock und in der wollenen Nachtjack'n nicht gerade erbaulich aus. Gegen den Stubenbod'n warf sie im kargen Schein der Talgkerz'n einen völlig unheimlichen Schatten.

Der Jörg antwortete auf diesen Empfang gar nichts, zog seine Joppen aus, ließ einen langgezogenen Jodler aus und schlug einen prächtigen Purzelbaum über den Stub'nboden, daß die Burgl nur so zurückprallte.

„Da schau' einer dö stockb'soff'ne Mett'n an!" zeterte die Burgl. „I will dir die Spassetterln vertreiben! Du Schnapsluder du!"

„Juchui! Holdrioh! Holderiohoh! Dioh! Trioh, Jugu!" jodelte der Jörg, und purzigagelte durch die Stub'n, daß er die Burgl bei einem Haar überschlagen hätte.

„Wart', i kimm dir!" kreischte die Burgl.

„Holdrioh!" jodelte der Jörg und schlug seinen dritten Purzelbaum. Diesmal überflog er die Burgl wirklich, so daß sie unsanft auf den Stubenboden zu hocken kam.

„Räuber! Lump! Mistkerl!" schrie die Burgl.

„Schweig'!" warf sich der Jörg in Positur, „oder ich schlage dir die Zähne in den Rachen! Ich kämpfte siegreich schon mit mehreren solchen Drachen!"

„Was?!" erhob sich die Burgl, der alle Knochen weh taten, vom Boden. Sie glaubte ihren Ohren nicht zu trauen.

„Wenn ich dir bin zu einem Rate gut — dann verkriech dich schleunigst, arge Schlangenbrut!" brüllte der Jörg.

„Du — i — was?!" ächzte die Burgl, der ihr Verstand still zu stehen begann.

„Und glaubst du mir nicht, sag' ich dir noch dies: Ich lass' dich werfen in das schaurige Burgverlies!" schrie der Jörg und drängte die Burgl durch die Stub'n vor sich her.

„Jörg! Bist —" kreischte die Burgl auf.

„Dort kannst du heulen und vor Kälte schnattern — umgeben von lauter Molchen, Schlangen und Nattern!"

„Jessas!" schrie die Burgl.

„Du Satansbalg, das kann ich dir verbürgen: Mit diesen meinen Fäusten will ich dich erwürgen!" brüllte der Jörg, der sich vor lauter Schneid' schon gar nicht mehr auskannte, und schüttelte der Burgl beide Fäuste vor dem Gesicht.

„Marand! Josef! Er bringt mich um!" zeterte die Burgl.

„Jawohl, du Schuft! Es hole dich der Böse! — Ich stoße dir mein scharfes Schwert in das Gekröse!"

„Zu Hilf'! Zu Hilf'! Er is überg'schnappt! Er is vom Teufl b'sessen!" schrie die Burgl. Dabei wußte sie die Stubentür zu gewinnen und rannte unter lautem Rufen: „Er is b'sessen! Er is b'sessen!" zum Haus hinaus.

Der Jörg hinter ihr drein: „Dir hilft kein Bitten, Drohen oder Flehen! — Dein giftgeschwoll'nes schwarzes Blut, ich will es sehen!"

„Jessas! Heilige Mutter Gottes, steh' mir bei!" rannte die Burgl, so schnell sie konnte, in Unterrock und Nachtjack'n über den Hausanger davon und verschwand in der Nacht.

Der Jörg kehrte in die Stub'n zurück, schug vor Freude über die Wirkung des Schneidwassers noch etliche Extrapurzigagel und legte sich ruhig schlafen.

Die Burgl, die bei einer Nachbarin Unterschlupf gesucht hatte, wagte sich erst im Laufe des nächsten Tages wieder ins Haus und war merkwürdig „dasig". Sie musterte den Jörg von Zeit zu Zeit mit furchtsamen Seitenblicken und nahm sich heimlich vor, mit dem hochwürdigen Kaplan zu reden. Denn der Jörg mußte besessen sein.

Ein paarmal versuchte es die Burgl noch, das alte Regiment in die Hand zu kriegen. Der Jörg war aber vorsichtig genug, wenn er ein eheliches Unwetter heraufziehen sah, sich rechtzeitig zu drücken und geschwind das Schneidwasser in Anwendung zu bringen mit Einreiben und Saufen! Es wirkte jedesmal. Er brauchte nicht einmal die ganze Flasch'n, bis er seinen Fried' im Haus hatte. Zuletzt schmeckte ihm die Mixtur völlig wie ein süßes Trankel.

Dem Sympathiebader Martl in Kolsaß zahlte er, trotzdem es dieser gar nicht nehmen wollte, doch einen blanken Zehnerbanknot'n.

Patent.

Der Millionär Herr Strümpelmann
Tritt eine Sommerreise an.
Ihn anzuschaun ist ein Genuß,
Den jedermann sich leisten muß.
Kommt schnell herbei, dort fährt er schon
Im Auto nach der Bahnstation! —
Sein Hut ist, was man tiptop nennt,
Sein Schlips erstklassig und patent,
Im Chemisett blitzt ein Brillant,
Das Handschuhpaar sitzt elegant,
Sein Anzug ist von seltnem Schick,
Ein Labsal für den Kennerblick,
Sein Schuhwerk zeigt den neuesten Schnitt,
Und einen Koffer führt er mit,
Der füllt mit seinem Duftendduft
Auf zwanzig Meter hin die Luft.
So ist vom Scheitel bis zur Zeh'
Der Edle nichts als Nouveauté.
Nur da, wo's wirklich sich verlohnt,
Hat seine Kasse er geschont.
Der Baedeker auf seinem Schoß
Zählt zwanzig Jahr, nein — 19 bloß!
Es ist das neuste Exemplar,
Das leihweis' aufzutreiben war.

Hausarbeit des kleinen Willi.

Zur Zeit, als Friedrich der Große lebte, lag er einst voll Gedanken in seinem Bette, um für das Wohl und Wehe des Landes zu sorgen. Da hörte er, wie im Zimmer, das an ihn stieß, ein Page mit den Worten dürstete: „Ich verschmachte; wenn ich nur ein Glas Wasser hätte!" Der große König hatte sehr spitzige Ohren und klingelte deshalb. Als der Page das Bett des Königs betrat, befahl er ihm, ihm ein Glas Wasser zu bereiten. Der konnte jetzt nicht anders, und nun sagte der große König: „Nun trinke, du fauler Bursche!" Von Stunde an trat bei ihm eine Besserung ein. Wir sollen ihm nachahmen.

— Frauenpolitik. — Frau (die mit ihrem Manne dessen Schneider begegnet): „Das will ich Dir sagen, Fritz, wenn der Mann mich nach einmal in diesem schlechten, alten Kleid sieht, da wird er Dir schon keinen Anzug mehr pumpen!"

— Erklärung. — Kind: Mama, was ist das — ein aparter Hut?

Mama (seufzend mit einem Seitenblick auf den Hausherrn): Ach, Elschen, das ist ein Hut, den man sich immer wünscht — aber niemals bekommt!